

v.u.Z., um sich dann in der darauffolgenden Periode stark zu vermehren.

Das Kapitel über die Ähnlichkeiten zwischen der skythischen und der thrakischen Kultur bildet eigentlich den Kern der Ausführungen und unternimmt den Vergleich zweier Kulturkreise — der nordpontischen Steppe und des Karpatenbalkanraums — in dem schon zu Beginn des Buches definierten Sinne. Im allgemeinen vermeidet die Verf. Hypothesen, die gewagt oder übertrieben wirken könnten, — sie läßt den Fundstoff für sich selbst sprechen. Die Schlußfolgerungen, die sich aus diesem Kapitel ergeben, sind im Grunde genommen die Schlußfolgerungen des gesamten Buches (S. 250). M. zufolge war der skythische Beitrag zur Entwicklung der thrakischen Kultur bedeutend. Darunter ist aber nicht etwa eine erhebliche skythische Expansion in Thrakien zu verstehen. Die Hauptrolle bei der gegenseitigen Beeinflussung haben die Wirtschaftsbeziehungen und die kulturellen Kontakte, vor allem unter der Stammesaristokratie gespielt. Obwohl der Einfluß der thrakischen Kultur auf die Skythen schwächer war, äußert er sich doch bei manchem Pferdezubehör, bei Waffentypen, in der Metallbearbeitung u.a. Die Toreutik weist jedoch in den beiden Gebieten voneinander unabhängige Grundzüge auf. Sowohl bei den Thrakern als auch bei den Skythen war der Haupteinfluß der griechische. Gewiß hat meine sehr gedrängte Übersicht den Nachteil, daß sie die äußerst interessanten Diskussionen über Sach- und Geisteskultur weglassen muß.

Das letzte Kapitel des Buches konfrontiert die über die Beziehungen zwischen Skythen und Thrakern zur Verfügung stehenden schriftlichen Daten mit den archäologischen Belegen. In erster Linie wird betont, daß die neuen Ergebnisse die vor zehn Jahren (in dem Band „Drevnie fraikiicy v severnom Pričernomorje“, 1969, S. 61—80) hinsichtlich der Grenze zwischen den beiden Welten gezogenen Schlußfolgerungen nicht widerlegen. Die hier untersuchten Fundstoffe lassen die Annahme zu, daß die thrakischen Volksstämme sich im 6.—5.Jh.v.u.Z. in der Waldsteppe zwischen Pruth und Dnjestr befanden, was sich schon seit der frühen Hallstattzeit verfolgen läßt. In der Steppe nördlich der Donaumündung sind im 6.—5.Jh. vor allem Skythengräber belegt, die Ausbreitung der Skythen nach Norden hätte den Nordrand der Steppe nicht überschritten (vgl. für das schwache Eindringen in die Waldsteppe das Skythengrab von Cuconestii Vechi). Zu Herodots Zeiten überschritt die Grenze Skythiens nach Westen nicht den Pruth und nach Süden nicht die Donau. Die Verf. vermutet, daß sich auch unter den Barbaren in den ersten griechischen Zentren im Noripontus, vor allem in der Umgebung der Stadt Olbia, Thraker befunden haben.

Die Präsenz der getischen Bevölkerung in der Steppe zwischen Donau und Dnjestr ist ohne Zweifel im 4.—3.Jh.v.u.Z. belegt, zu welcher Zeit auch Infiltrationen links des Dnjestres stattfanden. Nach der Niederlage des Ateas im Jahre 340 v.u.Z. bestand in dieser Zone ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen Geten und Skythen. Diese weiteste Ausbreitung der Geten entspricht — so M. — dem Anstieg ihrer Macht zur

Zeit Alexanders und seiner Nachfolger. M. vertritt die Annahme, derzufolge die Episode Dromichaites — Lysimachos, „in der getischen Einöde“ sich in der Steppe zwischen Donau und Dnjestr abgespielt und die Macht des Dromichaites sich im Grunde genommen auf die Völkerstämme in der moldauischen Waldsteppe gestützt habe. Von einer skythischen Präsenz in der Dobrudscha kann aber, wie bereits gesagt, nur vom 4.Jh. an — beginnend mit Ateas — die Rede sein. Sein Herrschaftsgebiet scheint ziemlich bescheiden gewesen zu sein: im Süden der Dobrudscha — von Tomis bis Odessos. Das Kapitel schließt mit einer kurzen Erwähnung der linguistischen Theorien, die die Überzeugung zur Grundlage haben, daß die thrakische und die skythische Sprache verschiedenen Ursprungs sind. Interessant ist der Hinweis auf die Meinung von A.M. Hazanov (*Socialnaja istorija skifov*, Moskau, 1975), wonach die legendäre Genealogie des gemeinsamen Ursprungs der Skythen, Gelonen und Agathyrnen fiktiv ist und erfunden wurde, um die Ansprüche der Skythen auf Völkerschaften zu rechtfertigen, die niemals zum skythischen Reich gehört hatten.

Zusammenfassend sei der neutrale Standpunkt der Verfasserin hervorgehoben, deren Darstellungsweise von hoher Kompetenz und ausgezeichneter Kenntnis eines Fundstoffes zeugt, der leider noch zum großen Teil unveröffentlicht und schwer zugänglich ist. Daraus kann man jedoch der Verf. keinen Vorwurf machen, vor allem da diese Situation ja in gleichem Maße für all die hier zur Diskussion stehenden drei Länder zutrifft. Nur zu wenige Totenzubehörbestände, zu wenige *geschlossene Funde* sind bisher bekannt, um eine genaue Datierung der Belege aus den Gebieten an der Unteren Donau und zwischen Donau und Dnjestr zuzulassen. Wir wissen, daß das, was bisher pauschal im 4.—3.Jh.v.u.Z. angesetzt wurde, einen etwas umfassenderen Zeitraum implizieren könnte (das 5.Jh. müßte dabei immerhin mitberücksichtigt werden), da wir bis heute nur über sehr spärliche und unsichere Kriterien für die Chronologie verfügen. Und diese Möglichkeit einer eventuellen Verschiebung von sogar ± 50 Jahren könnte zu ziemlich abweichenden geschichtlichen Auslegungen — in unserem Fall für die Beziehungen zwischen Skythen und Geten — führen. Die dem Forschungsstadium noch anhaftenden Lücken sollten jedoch nicht die Versuche umfassenderer zusammenfassender Betrachtungen entmutigen. Die ständige Konfrontation der archäologischen Daten untereinander, die unablässige Prüfung der Quellen im Lichte neuer Entdeckungen und Interpretationen ist ein unentbehrliches Erfordernis unserer Fachforschung und in diesem Sinne ist das neue Buch von A.I. Meljukova vorbildlich, und die darin zum Ausdruck gebrachten Gedankengänge werden sicherlich lange Zeit Gültigkeit behalten. Gleichzeitig stellt die Arbeit auch einen der bedeutendsten Beiträge dar, die letztlich für die Archäologie der Gegenden an der unteren Donau während des Zeitraums geliefert wurden, in dem die kulturelle Einheit in diesem Gebiet der kulturellen und politischen Entwicklung der Geten entspricht.

A. Vulpe

HERWIG WOLFRAM, *Geschichte der Goten von den Anfängen bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*, München, 1979, 485 S., 8 Karten und 2 Stammtafeln.

Durch sein Gotenbuch leistet Wolfram einen wichtigen Beitrag zur langjährigen Gotenforschung. Das Schicksal des so geschichtswirksamen Stammes wird jetzt, nach den Methoden der Geschichtswissenschaft, ethnographisch zu deuten versucht. Das bedingt die Herauslösung der Gotengeschichte aus der allgemeinen Geschichte des Altertums und des Frühmittelalters und setzt eine Analyse der Stammesüberlieferung, der Stammesreligion, der Verfassung und der „angestammten“ Sprache voraus.

Der umfangreiche Stoff wird in sechs große Kapitel gegliedert: I. Die Namen (S.5—31); II. Die gotischen Stammesbildungen vor dem Einbruch der Hunnen (S. 32—136); III. Die vierzigjährige Wanderung und die Entstehung der Westgoten (376/8—416/18) (S. 137—206); IV. Das tolosanische Reich (418—507) (S. 207—306); V. Die Ostgoten (S. 307—447); VI. Schluß (S. 448—460), wobei der Anhang das Quellen- und Literaturverzeichnis zusammen mit dem Re-

gister der Personennamen, acht Karten und zwei Stammtafeln enthält.

Als Historiker benützt Wolfram vorwiegend Methoden der Geschichtswissenschaft, doch da er eine historische Ethnographie schreibt, bezieht er sich öfters auch auf die Ergebnisse der Archäologie und der Sprachwissenschaft.

Sonderformen des Gotennamens spiegeln Abschnitte der Stammesgeschichte wider, die verschiedenen Ethnogenesen entsprechen. So werden sie, angefangen mit den ersten Jahrzehnten des 1. Jhs. bis zur Abwanderung zum Schwarzen Meer im 3. Jh., Gutonen und Guten genannt und wohnten möglicherweise zwischen mittlerer Oder und Weichsel. Die Gutonen-Guten waren vom lugisch-wandalischen Kulturverband abhängig, wurden aber im Vergleich zu den anderen germanischen Stämmen von besonders mächtigen und einflußreichen Königen geführt. In der viel diskutierten Frage „Goten und Skandinavier“? entscheidet sich Wolfram, anders als Hachmann (Hachmann, 1970), für eine Abstammung aus Skandinavien im Sinne „nicht ganze Völker, sondern Träger vor erfolgreichen Traditionen wandern aus (so z.B. die Berigleute) und werden zu Gründern neuer Ethnika“ (S. 37).

An den großen, von den Markomanenkriegen verursachten ethnischen Bewegungen, die letzten Endes zu einer neuen Etappe in der Kulturentwicklung des Oder-Weichselraumes geführt haben (darüber zuletzt Kenk, 1977) beteiligen sich auch die Gutonen-Guten. Mit dem Ende des 2. und dem Anfang des 3. Jhs. beginnt, unter Einbeziehung anderer Völkerschaften, die langsame Wanderung entlang der Weichsel, des Pripet und Dnjestr an das Schwarze Meer. Aus der kleinen Gens der Gutonen entsteht der polyethnische Verband der Goten, ein Vorgang, der in der Entstehung der Tschernjachow – Sintana de Mureş – Kultur zwischen Dnjestr und Alt seinen archäologischen Niederschlag findet. Wahrscheinlich hängt mit dieser polyethnischen Bewegung, die südostwärts zum Schwarzen Meer gerichtet ist, auch des Auftretens in der nordwestlichen Moldau von Hügelgräbern zusammen. Zu diesen gehören die Hügelgräber von Braniste, Tirzia und Botoşana (Mihăilescu-Birliba, 1980) und die durch monströse Fibeln mit hohem Nadelhalter gekennzeichneten Brandgräber von Todireni, Vasilica, Budeşti und Cozia (Ioniţă, 1980, S. 126–127). Nach Ioniţă verschmelzen diese verschiedenen ethnischen Gruppen, dank eines kulturellen „Vereinheitlichungsprozesses“ im Rahmen der Sintana de Mureş – Tschernjachowkultur. Doch soll dieser „Vereinheitlichungsprozeß“, solange noch keine Analysen der Gräberfelder vorliegen, nicht zu hoch eingeschätzt werden (siehe auch weiter unten). Wie richtig beobachtet wurde, erfolgte die Wanderung in Etappen, eine Tatsache, die klar durch die sogenannte goto-gepidische Kultur aus Wolhynien (Kuharenko, 1967) veranschaulicht wird. In den ersten drei Jahrzehnten, des 3. Jhs. findet die Akkulturation der Goten an den pontischen Raum und die gotische Ethnogenese ihren Abschluß. Mit dem Jahre 238 brechen zu Land und auf dem Meer die bis in die Zeit Aurelians andauernden Gotenstürme los. Aurelians Gotensieg (271), der zum Verschwinden des „westlichen Königiums“ führte, leitete eine neue Ethnogenese ein. Nach der Spaltung der Goten in zwei Stämme: Terwinger – Vesier und Greutungen – Ostrogoten, die erstmals im Jahre 291 bezeugt sind, werden die Terwinger „die namengebende Gruppe der polyethnischen Gemeinschaft nördlich der Donau“, die wahrscheinlich bis zum Hunnensturm andauerte. Gleich der gotischen, ist auch die terwingische Ethnogenese von einer neuen Akkulturation begleitet. „Romanisierung“ einheimischer Götter (einleuchtend z.B. Tiwaz-Ares oder vermutlich Faiguns-Jupiter), Verbreitung des Christentums – wobei aber die Terwinger bis zum Donauübergang Heiden blieben – oder die Entstehung einer zweisprachigen Staats- und Kulturminologie sind wohl ihre wichtigsten Merkmale.

Die Guthinda, gleichzusetzen mit der Gothia der lateinisch-griechischen Quellen ist als Herrschaftsgebiet der Taifalen und der aristokratisch verfaßten Terwinger zu verstehen, denen in Zeiten der Not ein Richter mit zeitlich und räumlich beschränkten Machtbefugnissen vorstehen konnte (Atharich). Sie umfaßt wahrscheinlich im 4. Jh. das Gebiet

zwischen Dnjestr und Aluta. Das trajanische Dazlen ist im 4. Jh., nach den Funden zu urteilen, nur bedingt mit der terwingisch-taifalischen Guthinda gleichzusetzen. In der Dacia Inferior (Oltenien), also westlich der Aluta, konnte bis noch die Sintana de Mureş – Tschernjachow – Kultur nicht nachgewiesen werden (Tudor, 1978), während man in der Dacia Superior (Siebenbürgen) vermutlich erst in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. mit dieser Kultur rechnen darf (Horedt, 1967).

Zur Guthinda gehören neben Goten und Taifalen auch Sarmaten und ehemalige Provinziale und mehr oder weniger romanisierte dakisch-karpische Gruppen, die u.E. auch eine nicht unwichtige Rolle bei der zweiten Akkulturation der Goten gespielt haben dürften. Andererseits muß aber gesagt werden, daß in der Frage der Identifizierung dieser verschiedenen ethnischen Gruppen im Rahmen der Sintana de Mureş – Tschernjachow – Kultur die Forschung noch am Anfang steht. Versuche die Taifalen, Sarmaten u.s.w. archäologisch zu definieren (Diaconu, 1965; 1966) sollten als Arbeitshypothesen betrachtet werden. Es fehlt zur Zeit noch eine umfassende Bearbeitung der großen Gräberfelder des 4. Jhs. aus Rumänien, die auf diese Frage ausgerichtet ist.

Der Guthinda untergeordnet waren von reiks geführte Kunja, die als politische Einheiten und zugleich als Abstammungsgemeinschaften zu verstehen sind: Atharich, an beiden Ufern des Prut, Atharich am Buzău, westlich davon Frithigern. Dem Reik untergeordnet ist der Franja, in dem man den Gefolgschaftsherrn sehen darf. All dieses spiegelt eine soziale Differenzierung wider, die sich aber zum Unterschied vom 5. Jh. im Grabritus nicht oder nur schwach äußert. Ist dieses mit geänderten Bestattungssitten zu erklären (S. 119, Anm. 95) oder ist im 5. Jh. mit einer stärkeren sozialen Differenzierung zu rechnen (Harhoiu, 1978, 23, ff.)?

Zum Unterschied von den Terwingern verschwinden die Greutungen nach 291 für fast ein Jahrhundert aus der Geschichte. Während die zweite Akkulturation der Terwinger römisch-antik geprägt ist, trägt die Akkulturation der jenseits des Dnjestr wohnenden Greutungen betont reiternomadische Züge und man kann mit Recht annehmen, daß „die Lebensart der iranisch-türkischen Steppenvölker Teil der von greutungischen Heerkönigen (Ermanarich) beherrschten gotischen Welt wurde“ (S. 135). Es ist deshalb durchaus begründet, die Prunkfunde des 5. Jhs. aus dem Karpatenbecken vorwiegend den unter hunnischer Oberhoheit stehenden Völkerschaften (zu denen in erster Reihe die Greutungen gehören) zuzuweisen oder, um mit Wolfram zu sprechen, sie mit „einer Akkulturation an östliche Gewohnheiten“ (S. 153) zu erklären.

Der Donauübergang von 376 und die Schlacht von Adrianopol wirkte sich auf die Christianisierung des Römerreiches und die römische Politik gegenüber den Barbaren aus und leitete eine vierzigjährige Periode der Wanderung ein, die durch die Ansiedlung der Gens in Aquitanien ihren Abschluß fand. Es wandelt sich die Struktur der Gens, die Terwinger, Greutungen und nichtgotische Elemente an der Wanderung teilnehmen. Der nördlich der Donau gelegene, in Kunja gegliederte Verband löste sich unter der durch Alarich verkörperten baltischen Führung in eine nicht differenzierte Fahrten-gemeinschaft auf und führte das Königium ein. Die „Rekulturation an die Kampftechnik der östlichen Steppenvölker“ (S. 201) und die Annahme des arianischen Christentums bilden die Kennzeichen eines „Vererterungsprozesses“ der Terwinger, an dessen Abschluß die Westgoten, geführt vom Balthen Athaulf (410–415) entstehen.

Mit der Einvernehmen mit der Reichsregierung und in ihrem Interesse erfolgten aquitanischen Landnahme beginnt der endgültige Akkulturationsprozeß der Westgoten, die noch bis in das 6. Jh. von den Römern als Barbaren angesehen werden. Gleichzeitig bedeutet die Gründung des tolosanischen Reiches (418–507) den Anfang der sogenannten „Transformation of the Roman World“ (S. 207), wobei der Übergang von der römischen zur westgotischen Herrschaft vielfach in friedlicher Weise verlief. Dank der tatkräftigen Politik Eurichs entstand seit 466 der bedeutendste „Nachfolgestaat des Imperiums, ein unabhängiges, gallisch-spanisches Regnum“

Seine inneren Strukturverhältnisse wurden durch die „epochale und vorbildhafte“ Gesetzgebung Eurichs und Alarichs II. geregelt, die sich auf das den Gegebenheiten und Notwendigkeiten des kleinen Raums entsprechende romanische Vulgarrecht stützte.

Der Übergang vom gotischen Regnum zum spanischen Imperium unter Leovgild (568/69–586) schloß die vollständige Romanisierung und Entbarbarisierung der Westgoten ab (grundlegend für die westgotische Geschichte und die Analyse der „beherrschenden politischen Kräfte“ des Westgotenreiches, Claude, 1970 und 1971). Aus der Gens wird ein Populus, dessen weiteres Schicksal nicht mehr Gegenstand einer historischen Ethnographie sein kann und damit schließt auch Wolframs Geschichte der Westgoten.

Der Geschichte der ostgotischen Gens widmet Wolfram nur einen Abschnitt seiner Gotengeschichte, weil bis 451 das Schicksal der Gens weitgehend unklar bleibt und nach 552 es weder Königtum noch eine „verfaßte Gens“ gab. Und doch entschließt sich Wolfram mit Recht „der Nicht-Erzählung die Erzählung“ vorzuziehen (S. 312). Nach einem fast hundertjährigen Schweigen der Quellen treten die Greutungen geführt von dem Amaler Ermanarich wieder in das Blickfeld der antiken Schriftsteller. Inwieweit man aber das Herrschaftsgebiet des Ermanarich über das Verbreitungsgebiet der Tschernjachowkultur ausdehnen kann (S. 98–102), bleibt u.E. noch ungewiß.

Trotzdem die Quellen auch nach Ermanarichs Tod recht spärlich über die Greutungen berichten, wagt Wolfram ein Bild der greutungischen Geschichte zwischen den Jahren 376–451 zu entwerfen, das der Wahrheit relativ nahe liegen dürfte.

Ermanarichs Tod (376) bewirkte die Spaltung der Ostgoten. Die Mehrzahl wurde von den Hunnen unterworfen und kämpfte, geführt von dem ersten greutungischen Vasallenkönig (Gesimund) gegen die anderen Greutungen, an deren Spitze sich Vithimir (Vinitharius-Besieger der Anten) befand. Nach dessen Tod folgte der noch unmündige Viderich (Vadarich, der Großvater Theodorichs des Großen), in dessen Namen Alatheus und Saphrax regierten. Mit der unter ihnen entstandenen Dreivölker-Konföderation (Ostgoten, Alanen, Hunnen) zog auch Viderich nach Westen. Das Dreivölker-Bündnis spielte in der Schlacht bei Adrianopel eine entscheidende Rolle. Diese „römischen“ Greutungen, in Pannonien (Pannonia Secunda und Valeria) als Föderaten angesiedelt, erfüllten im allgemeinen ihre Föderatenpflicht, doch gleich ihr weiteres Schicksal, trotz Várady's Analyse, (Várady, 1970), „einem Tennisspiel ohne Ball“.

Nicht viel besser steht es mit der Geschichte der hunnischen Ostgoten. Wie man aus dem Zug des Radagais schließen kann, verschiebt sich der ostgotische Siedlungsbereich immer in Nachbarschaft der Hunnen langsam nach Westen, ein Vorgang, welcher in dem Abbrechen der Tschernjachow-Siedlungen zu Beginn des 5. Jhs. seinen archäologischen Niederschlag findet. Gleichzeitig tritt aber im rumänischen Raum ein neuer, durch Prunkfunde, aber auch durch einfache Gräberfelder (Zaharia, 1975) gekennzeichneter Fundhorizont auf, den man möglicherweise mit den hunnischen Greutungen in Verbindung bringen könnte. Doch kann gegenwärtig die ethnische Deutung dieses Fundhorizontes des 5. Jhs. noch nicht einwandfrei geklärt werden (s. auch Harhoiu, 1980).

Unter den Hunnen vertiefte sich die nomadische Akkulturation der Greutungen (Schädeldeformation, nomadisches Trachtenzubehör), doch dürften sie wahrscheinlich „ein Königtum erhalten haben, dessen konsolidierende Funktion derjenigen des baltischen Königiums im Römerreich gleich (S. 204), (zum ostgotischen Königium s. auch Claude, 1980). Auf dieser Basis konnte sich die traditionsstärkste amalische, von Viderich geführte Gruppe durchsetzen und das sogenannte Interregnum zu ihrem Gunsten entscheiden. Damit beginnt eine neue Ethnogenese: die Greutungen-Ostgoten werden zu Ostgoten. Das pannonische Ostgotenreich (456/7–473), die Züge auf dem Balkan (473–488) und der mißglückte Versuch des „abgelehnten Amalers“ Theodorich Strabo das ostgotische Königium für sich in Beschlag zu nehmen, weiter

der Kampf Theodorichs um Italien an der Spitze eines polyethnischen Föderatenheeres (483–493), all dieses sind die wichtigsten Etappen der ostgotischen Ethnogenese. Ob nach dem Zusammenbruch des Hunnenreiches (454/55) noch Ostgoten in Siebenbürgen geblieben sind, ist u.E. fraglich. Die Waffenbeigabe im zweiten Apahidagrab (über die mögliche Datierung in die zweite Hälfte des 5. Jhs. Harhoiu, Dissertation) oder Dindeşti spricht mehr für eine nichtgotische, möglicherweise gepidische ethnische Zuweisung. Das würde dann in Einklang mit der historischen Überlieferung stehen, daß die gesamte Gens der Ostgoten nach dem Zusammenbruch des Attilareiches in Pannonien angesiedelt wurde.

Mit der Landnahme in Italien beginnt das letzte Kapitel der ostgotischen Geschichte, das in dem Untergang des ostgotischen Königreiches (552/53) seinen Abschluß findet. Wie bei den Westgoten (allerdings erst unter Leovgild, siehe oben), erfolgte bei den Ostgoten eine „Institutionalisierung“ oder „Imperialisierung“ der Gens, aber gleichzeitig eine „Gentilisierung der antiken Welt“, wodurch der Römernamen seine bisherige ökumenische Bedeutung verliert (S. 453). Die Grundlage für das Werden des frühmittelalterlichen Staates ist damit geschaffen.

Durch Wolframs kenntnisreiches und vorzügliches Werk erhält man einen tiefen und vielseitigen Einblick in die komplexen Fragen der gotischen Völkerwanderung und Volksverderung. Gleichzeitig stellt diese neue und vortreffliche Gotengeschichte einen äußerst wichtigen Beitrag zur Erklärung des Niedergangs der Antike und zum Aufstieg der mittelalterlichen Welt dar.

Radu Harhoiu

ABGEKÜRZTES LITERATURVERZEICHNIS

- | | |
|---------------|---|
| Claude 1970 | D. Claude, <i>Geschichte der Westgoten</i> , Stuttgart, 1970. |
| Claude 1971 | D. Claude, <i>Adel, Kirche und Königtum im Westgotenreich</i> , Sigmaringen, 1971. |
| Claude 1980 | D. Claude, <i>Die ostgotischen Königserhebungen</i> , in <i>Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert</i> , Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, 145, Wien, 1980, S. 149–186. |
| Diaconu 1965 | Gh. Diaconu, <i>Despre taifali în lumina cercetărilor arheologice (aspectul Tîrşor-Olteni)</i> . SCIV, 16, 1965, 4, S. 467–481. |
| Diaconu 1966 | Gh. Diaconu <i>Spätsarmatische Elemente in der Sîntana de Mureş-Tschernjachow-Kultur</i> , Dacia, 10, 1966, S. 357–365. |
| Hachmann 1970 | R. Hachmann, <i>Die Goten und Skandinavier</i> (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker) N.F., 34, 1970. |
| Harhoiu 1977 | R. Harhoiu, <i>The Treasure from Pietroasa, Romania</i> . BAR Supplementary Series 24, Oxford, 1977. |
| Harhoiu 1980 | R. Harhoiu, <i>Das norddonauländische Gebiet im 5. Jahrhundert und seine Beziehungen zum spätromischen Kaiserreich</i> , in <i>Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert</i> , Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, 145, Wien, 1980, S. 101–116. |

- Harholu, Dissertation R. Harholu, *Tezaurul de la Pietroasa și descoperirile similare de pe teritoriul României* (rezumatul tezei de doctorat), Cluj, 1980.
- Horedt 1967 K. Horedt, *Unele probleme privind răspândirea culturii Sntana de Mureș-Cerneaș în România*, SCIV, 18, 4, 1967, S. 575–592.
- Ioniță 1980 I. Ioniță, *Die Römer-Daker und die Wandervölker im donauländischen Karpatenraum im 4. Jahrhundert*, in *Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert*, Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, 145 Wien, 1980 S123–130.
- Kenk 1977 R. Kenk, *Studien zum Beginn der römischen JKZ in der Przeworskultur*, 58, BerRGK, 1977, S. 165–446.
- Kuharenko 1967 I.V. Kuharenko, *Le problème de la civilisation „gotho-gepide en Polesie et Volhynie“*, Acta Baltico-Slavica, 5, 1967, S. 19–40.
- Mihăilescu-Birliba 1980 V. Mihăilescu-Birliba, *Un nouveau groupe culturel sur le territoire de Roumanie. Les fouilles de Braniște-Nemfișor (com. Vinători, dép. Neamț)*, Dacia, 24, 1980, S. 181–207.
- Tudor 1978 D. Tudor, *Oltenia romană*, Bukarest, 1978.
- Várady 1969 L. Várady, *Das letzte Jahrhundert Pannoniens*, Budapest, 1969.
- Zaharia 1975 E. Zaharia, N. Zaharia, *Les nécropoles des IV^e–V^e siècles de n.è. de Botoșani-Dealul Cărdămidăriei, Dacia*, 19, 1975, S. 167–178.

HELMUT ROTH, *Kunst der Völkerwanderungszeit*, Miteinem Vorwort von K. Böhner und Beiträgen von B. Arrhenius, E. Bakka, V. Bierbrauer, H.W. Böhme, R.L.S. Bruse-Mitford, K. Düwel, H. Friesinger, E. Garam, G. Haseloff, O. von Hessen, K. Horedt, O. Klindz-Jensen, G. Koenig, I. Kovrig, J. Lafontaine-Dosogne, A. Peroni, M. Schulze, L. Trümpelmann u.D.M. Wilson. Propyläen Kunstgeschichte, Supplementband 4. Propyläen Verlag, Frankfurt a.M. — Berlin-Wien, 1979, 352 S., 57 Abb, 320 Taf.

Die von H. Roth, unter Heranziehung zahlreicher namhafter Fachleuten, herausgegebene „Kunst der Völkerwanderungszeit“, bietet einen guten Einblick in die so mannigfaltigen Kunstäußerungen der Völkerwanderungszeit.

Der Opus läßt sich in zwei große Teile gliedern : I. Kunst der Völkerwanderungszeit (S. 11–98) und II. Dokumentation, Kommentare, Bilderläuterungen, Zeichnungen (S. 103–323). Im Anhang wird dann das Verzeichnis der Siglen und Abkürzungen (S. 327–333), das Literaturverzeichnis (S. 334–345), eine synoptische Übersicht : „archäologische Chronologie und Stillentwicklung im germanischen Bereich“ (S. 346), ein Namen- und Sachregister (S. 347–351) und ein Quellennachweis der Abbildungen (S. 352) gebracht.

Der erste Teil beginnt mit einem, von K. Böhner verfaßten Vorwort über den Forschungsstand der Kunst der Völkerwanderungszeit bis zum Anfang des 20. Jh. (S. 11–16). H. Roth erörtert dann in den drei nachfolgenden Kapiteln, die wichtigsten Fragen der Kunst der Völkerwanderungszeit (S. 17–85). In erster Reihe werden die historischen und kultur geschichtlichen Voraussetzungen herausgearbeitet. In Roths Auffassung ist die Völkerwanderungszeit von einem durch vier Komponenten determinierten Kraftfeld bestimmt : Ostgermanen, Westgermanen, östliche Reitervölker und der spätromische Staat. Doch werden in diesem Band nicht allen diesen Komponenten dieselbe Bedeutung beigemessen. Die Hunnen werden nur angedeutet, während die Magyaren völlig fehlen. Dafür tauchen plötzlich die Slawen auf, denen auch der so umstrittene Schatzfund von Sînnicolaul Mare zugewiesen wird (Friesinger S. 189 und 191).

Ausgehend von der Rolle des römischen Staates in der kunstgeschichtlichen Entwicklung des Barbarentums, hat Roth es mit Recht für sinnvoll gehalten, einen Überblick über die römisch-germanischen Beziehungen, angefangen von den ersten kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Germanen (113–101 v.u.Zr.) bis zum Ende des Weströmischen Reiches, zu bringen. Aus der Fülle der Ereignisse wäre es vielleicht gut gewesen, die Bedeutung der Markomannenkriege stärker zu betonen, die, wie das zuletzt von Kenk

gezeigt worden ist (Kenk 1977), ein auslösender Faktor für die weitere kulturgeschichtliche Entwicklung im Elb-Weichselgebiet gewesen ist. Besondere Aufmerksamkeit wird dann der allgemeinen Geschichte der Goten, Langobarden und östlichen Reitervölkern (Hunnen und Awaren) beigemessen. In traditioneller Weise werden die wichtigsten historischen Ereignisse geschildert. Es bleibt weiter fraglich, ob nach der Aufgabe von Dazien, diese Provinz gotisches Territorium wurde (S. 30). Die allgemein den Goten zugewiesene Tschernjachow-Sintana de Mureș-kultur läßt sich nur im 4. Jh., und dann nur in Teilen der gewesenen Provinz Dacia feststellen. Mit der Abwanderung der Langobarden nach Italien (568), schließt dann der historische Überblick. Er wird aber in vortrefflicher Weise durch die regional gebundenen Beiträge der obengenannten Fachleuten ergänzt.

Anschließend analysiert H. Roth in zusammenfassender aber inhaltsreicher Form, die wichtigsten Fragen „der technisch-wirtschaftlichen Grundlagen des Kunsthandwerkes in der Zeit der Völkerwanderung und des Frühen Mittelalters“. Die Kontakte mit dem Römerreich schufen die Voraussetzungen für die Kunstentwicklung im Norden (Materialbasis, Einführung römischer Technik, figürliche Darstellung). Für die technisch-wirtschaftlichen Voraussetzungen in Südosteuropa, erweisen sich von besonderer Wichtigkeit die städtisch-späthellenistischen Traditionen, die sich besonders an der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres, in Grusien und dann in Syrien ungebrochen gehalten haben.

Ob das Münzgold eine so entscheidende Rolle gespielt hat, wie das aus H. Roths Auffassung hervorgeht, ist nur bedingt anzunehmen. Hartmanns Analysen einiger Goldfunde aus Rumänien, weisen mehr auf östliche, noch nicht ganz klar erfahrbare Goldressourcen hin. Eine Frage die wegen der schlechten Bearbeitung der Quellenlänge noch lange nicht befriedigend gelöst werden kann (A. Hartmann, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, freundliche Mitteilung). Dasselbe gilt auch von dem von Roth angenommenen siebenbürgischen Gold, auf dem schon Fettich, beim Fehlen der damals nicht möglichen Spektralanalysen, nur rein gefühls-